

Nr. 295. Bromberg, den 20. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von **Vera Bern.**

Molignon kräht, mit den Armen um sich schlagend, mit hilflos schwacher Stimme, die ungehört verhallt: „Vorbei... vorbei"

Ein Klumpen Menschen, aus der Ekstase erwacht, versucht sich durch die Reihen der von konvulsivischem Lachen Geschüttelten hindurchzuzwängen. Frauen fallen in Ohnmacht, werden niedergetrampelt.

Der Regen schüttet durch den oberen Zeltspalt — er löscht das Lachen nicht. Ein Blitz! Als stünde das Zelt in Flammen. Ein krachender Donnerschlag.

In den Orkan, der über dem Rocavignon tobt, noch immer das Gelächter — das nicht endenwollende Gelächter aus Männer-, Frauen- und Kinderkehlen.

„Wir müssen zu ihm!" schreit Gerda. „Hans! Um Gottes willen, was ist mit Ihnen?! Stieren Sie doch nicht so..."

Hans Römer, wie aus sich herausgerissen, folgt dem Willen dieses kleinen Mädchens. Sie drängt ihn durch die im Lachparoxismus sich Schüttelnden, durch die in Panik Flüchtenden, die, sich Platz schaffend, mit den Ellbogen den Weg verrammeln.

Der Hut wird Gerda vom Kopf gerissen:

„Ich hab keine Angst... gar keine... Los! Los! Komm!"

Und sie arbeitet sich durch mit Händen und Fäusten und Füßen. Das Kleid hängt ihr in Fetzen von der Schulter. Sie steht plötzlich im Wandelgang, eingekeilt in einen Haufen Menschen, zwischen Rücken, Bäuchen, Schultern, Ellbogen. Kann nicht vor, kann nicht zurück. Kann kaum noch Atem holen. Sieht rotbefrackte Männer, die, sich an den Händen haltend, einen Kreis bilden um den auf dem Boden auf Decken liegenden Mann im Clownanzug. Die Stallmeister stemmen sich gegen die Anstürmenden, die den Kreis immer enger zusammendrücken. Die wenigen Polizisten vom Dienst sind hilflos.

Der Dompteur rollt mit vier Mann den Löwenkäfig in den Gang, brüllt:

„Platz oder ich lasse die Tiere 'raus!"

Schreie ertönen: „Hilfe! Hilfe! Polizei muß her!"

Heinrich Römer liegt auf den Decken, liegt mit schlaffen Lippen, die Nase aus Wachs schief im Gesicht, die Brauen verrutscht, mit gläsernen Augen.

Und immer noch das Lachen aus dem Zeltinnern, wie ein Chor zu der grausigen Symphonie des Orkans.

Molignon steht in hilflosem Toben vor vor seinem Clown, der ohne Begreifen am Boden liegt:

„Sie stehen auf!... Sie stehen sofort auf! Rein in die Manege! Los: Rein! Wird's bald?!"

Unverständliches Lallen von hängenden Lippen.

„Werden Sie aufstehen! Sie bringen mir das Publikum zur Ruhe! Aber sofort!!"

Er reißt den Clown hoch, der wie ein Sack zurückfällt.

Frau Molignon schleppt einen Eimer Wasser herbei: „Schütt' ihm Wasser über den Kopf!"

„Platz für die Polizei!" schreit Hans Römer und schafft sich freie Bahn zu seinem Vater.

Er reißt der laut weinenden Frau den Eimer aus der Hand, schleudert ihn zur Seite, daß das Wasser herumklatscht. Brüllt:

„Lassen Sie meinen Vater in Ruhe!"

Er packt Molignon, wirft ihn zur Seite. Der rafft sich wieder auf, stürzt mit flehend erhobenen Händen auf Hans Römer zu:

„Das Lachen da drin muß aufhören!... Das sind Wahnsinnige geworden!... Das Lachen muß aufhören! Das kann nur Ihr Vater bewirken!"

„Mein Vater ist krank!"

Molignon schreit:

„Ich bin auch krank!"

„Mein Vater ist angeschossen, Herr!"

„Aber ich bin fertig. Meine ganze Existenz! Meine Zukunft! Alles..."

Hans Römer beugt sich zu seinem Vater herab. Sagt leise: „Komm, Vater, komm!"

Er hebt des Vaters Oberkörper hoch, stellt den Vater auf die Beine. Und mit einer Stimme, die ohne Klang ist:

„Wollen ihnen den Gefallen tun... komm, Vater."

Er legt dem Vater, der noch immer die grüne Wollperücke in der verkrampften Hand hält, den Arm in den Rücken, führt ihn, der mehr getragen wird, dessen Beine nachschleifen, zum Manegeneingang.

Der Menschenklumpen, der sich da staut, spaltet auseinander.

Hans Römer schleppt den Vater in die Manegen-Mitte. Reißt ihn sich vor den Leib, daß er wie ein Hampelmann aus Stoff und Werg, von des Sohnes Arm gehalten, kraftlos nach vorn hängt.

„Sprich, Vater", befiehlt Hans Römer und hebt seines Vaters Arm.

Und Molignon und seine Frau, die Stallmeister, der Haufen der zur Besinnung Gekommenen, sie drängen nach, sie lauschen atemlos und harren, ob jetzt das Grauen des entfesselten Gelächters wohl verstummt.

Heinrich Römer lallt, kaum daß er den Mund zum Klaffen bringt, fast ohne Klang:

„Vorbei... Vorbei... Fini!... Fini!..."

Und der Sohn wiederholt — laut, herrisch, metallisch, weithin schmetternd, mit der Stimme, die der seines Vaters gleicht:

„Vorbei... Vorbei... Fini!... Fini!..."

Als verfalle die Masse — Schweigen. Erstarrung.

Hans Römer will seinen Vater auf den Armen aus der Manege tragen. Er ist zu schwer. So umgreift er seinen Rücken, schleppt ihn unterm Arm wie einen Ballen Stoff zum Manegen-Ausgang zurück.

In Totenstille leert sich das Zelt.

„Drüben ist seine Garderobe!“ sagt Molignon und weist Hans Römer den Weg. Er hilft dem Sohn, den Vater auf das Sofa betten, und geht hinaus, dem Polizeikommissar Rede und Antwort zu stehen. Dreht sich noch einmal herum: „Geben Sie ihm Kognak! Die Feldflasche ist auf dem Tisch!“

Heinrich Römer liegt auf dem Rücken. Sein Blick irrt am Sohn vorbei.

„Allein sein . . . allein sein . . .“

Hans Römer beugt sich über den Vater, wagt nicht, ihm das Gesicht zu waschen, nicht, ihm das Narrenkleid vom Leib zu reißen, ihn anzusehen. Sagt:

„Du warst schon zu viel allein, Vater. Laß mich bei dir bleiben. Die Stunde ist nicht schlimmer für dich als für mich. Hier, trink aus der Flasche. Trink ordentlich. In einer halben Stunde hole ich dich, Vater. Wir fahren nach Berlin — so rasch wie möglich. Schlaf die halbe Stunde, Vater, schlaf!“

Und weil er den Blick des Vaters groß und lastend auf sich fühlt, bückt er sich herab und küßt ihn auf die Schläfe.

Seit er Sekundaner war, hat er dem Vater keinen Kuß mehr gegeben. Es gibt ihm ein Gefühl der Kindlichkeit und verschiebt die Machtverhältnisse wieder auf einen Augenblick.

„Bis nachher, Vater . . .“

Hans Römer geht in den Wandelgang zurück, sucht Gerda.

Die steht vor einem Tisch. Das Kleid hängt ihr in Fetzen vom Körper.

Zwei Herren sitzen an dem Tisch, die Papier vor sich liegen haben.

Er hört Gerdas Stimme, hell, energisch, präzise:

„Nein, Herr Kommissar, das ist nicht wahr! Er hat nicht in die Manege geschossen! Ich stand ja neben ihm. Er hatte gar keine Waffe bei sich! Der Schuß muß von oben gekommen sein. Von hinter uns oben! Von den Stehplätzen.“

„Ihr Name? Ihre Wohnung?“

Gerda Manz. Hotel de la Gare.“

Die Herren sehen einander an.

„Gerda Manz? . . . Das ist der Name, den der aufgeregte Deutsche ununterbrochen wiederholt hat, der heute früh im Hotel de la Gare festgenommen wurde und den wir dann am Spätnachmittag wieder entlassen konnten!“

„Der hat geschossen!“ schreit Gerda. „Der! Der hat auf Hans Römer geschossen, aber den Clown getroffen!“

„Ihren Paß, Madame?“

Mit einem Satz steht Hans Römer neben ihr:

„Messieurs, ich stehe zu Ihrer Verfügung. Nehmen Sie solange meinen Paß! Geschossen habe ich nicht. Was die anderen Umstände des heutigen Abends anbetrifft, so komme ich für jeden Schaden auf. Sollten sich bei den Zirkusbesuchern gesundheitliche oder seelische Störungen bemerkbar machen, so bitte ich, mich dafür haftbar zu machen. Mein Vater ist schwer krank. Er hat mir sämtliche Vollmachten übergeben.“

„Der Clown ist Ihr Vater?“

„Ja.“

„Das wußten Sie?“

„Nein.“

„Das haben Sie erst während der Vorstellung erfahren?“

„Ja.“

„Und haben auf ihn geschossen?“

„Nein.“

Die Herren stehen auf, stecken Hans Römers Paß in ihre Mappe.

Hans Römer sagt:

„Ich muß heute noch über Cannes, Nizza nach Berlin. Kann ich meinen Paß heute nacht zurückerhalten?“

„Sie brauchen keinen Paß. Sie gehen mit uns mit. Sie bleiben auf der Polizei.“

Gerda Manz schreit auf: „Nein! Nein!“

Hans Römer wendet sich zu Gerda:

„Klaren Kopf behalten, Gerda. Mein Vater ist sehr krank. Er braucht Sie. Nehmen Sie einen Wagen und bringen Sie ihn ins Hotel. Wenn es überhaupt noch möglich ist, vermeiden Sie Aufsehen.“

„Ja“, sagt Gerda.

Hans Römer zündet sich eine Zigarette an: „Meine Herren, ich stehe zu Ihrer Disposition.“

Er schreitet zwischen den Polizeibeamten zum Ausgang und verschwindet in der Nacht, im triefenden Regen. Der Orkan ist verstummt.

Gerda Manz geht an Herrn und Frau Direktor Molignon vorbei: „Besorgen Sie einen Wagen. Schadenersatzansprüche sind bis morgen vormittag zwölf Uhr im Hotel de la Gare anzumelden!“

Sie geht zur Garderobe Direktor Heinrich Römers. Steht einen Augenblick in Angst.

Dann stößt sie die kleine holzversteifte Zeltstofftür auf — die grüne Perücke liegt am Boden, die roten Augenbrauenstreifen, das grün-gelb gewürfelte Clownkostüm mit dem blutgetränkten Ärmel.

Von Heinrich Römer keine Spur.

*

Die Sirene der Maschinenfabrik Vulkan heult über die Dächer von Berlin NW. Neun Uhr morgens. In beispielloser Erregung sammeln sich die Arbeiter zur Frühstückspause. Vorher nur getuschelte Worte und Bemerkungen werden zu Ausrufen.

Karsten, dem die Unruhe unter den Arbeitern aufgefallen ist, tritt zu einer Gruppe in hitzigem Gespräch beieinander stehender Männer, die sich bei seinem Näherkommen wegwenden und Zeitungen in ihre Taschen stopfen.

„Was 's los, Kinder?“

„Gar nischt is los! . . . Wir können nich dafür, was in der Zeitung steht . . . Nachher heißt's noch, wir hätten's rumjetragen! . . . Mir is' ejal. Die Fabrik wird euch so weiterjehn!“

Karsten bricht aus: „Zum Donnerwetter noch mal! Ich habe noch keine Morgenzeitung gelesen heute! Gib her!“, und er reißt einem der jungen Burschen die Zeitung aus der Hand. „Wo denn?“

„Auf der zweiten Seite! Ein Telegramm aus Grasse — oder wie das heißt . . .“

Karsten liest. Er liest einmal, zweimal. Ohne zu begreifen.

Sensationelles Attentat auf einen Zirkusclown. Henri René, dessen Gastspiel in Berlin bevorstand, wurde mitten in der Vorstellung von einem Irrsinnigen aus einer Loge angeschossen. Wie es heißt, soll der Zirkusbesucher, der die Tat in einem Anfall von Umnachtung beging, ein gewisser H. R., und, wie Nachforschungen ergaben, der bekannte Industrielle und Direktor einer Maschinenfabrik in der Invalidenstraße sein. Der Täter wurde verhaftet.

Karsten läßt das Blatt sinken.

Die Arbeiter umdrängen ihn.

„Hier steht's nu janz anders!“ sagt einer und reicht ihm seine Zeitung hin.

Karsten liest:

Grauenhafte Panik in einem französischen Zirkus.

Telegramm aus Grasse. — Mordanschlag auf Direktor Heinrich Römer.

Während einer Zirkusvorstellung feuerte der vierundzwanzigjährige Student Hans Römer einen Schuß auf seinen Vater ab und verletzte ihn tödlich. In der entstehenden Panik, die um so grauenhafter war, als sich das Publikum im Banne des berühmten Wachsuggestors und Groteskclowns Henri René befand und sich in Lachkrämpfen wälzte, riß das Zirkuszelt unter der Gewalt eines Orkans, der über Grasse niederging. Zahlreiche Menschen fanden den Tod. Die Zahl der Verletzten steht noch nicht fest.

„Und hier steht det nu wieder janz anders!“ sagt ein älterer Mann und liest stockend vor:

Das sensationelle Doppelleben eines Industriellen.

Das Doppelleben des bekannten und angesehenen deutschen Fabrikdirektors Heinrich Römer aus der Brückenallee in Berlin fand hier in Grasse seine tragische Lösung. Der Industrielle, der seit Jahren ohne Wissen seiner Angehörigen als „dummer August“ mit einem Wanderzirkus mitzog, ist während der Vorstellung von seinem eigenen Sohn erkannt worden. Es kam zu einer dramatischen Erkennungsszene im ausverkauften Zirkus. Der Fabrikdirektor erlitt mitten in der Manege einen Nervenzusammenbruch. Eine Panik im Publikum war die Folge. Ein aus der Menge in die Arena gefeuerter Schuß scheint in keinem Zusammenhang mit der Tragödie zu stehen. Der Industrielle und sein Sohn sind spurlos verschwunden. Eine Berliner Halbweltdame, die sich in Begleitung des jungen Mannes befand, wurde verhaftet. Die von so großer Tragik betrof-

fene, angesehene Familie ist erst kürzlich von einem Trauerfall heimgesucht worden.

Das ihm herübergegebene Blatt entsinkt Karstens Hand. „Diese Meldung ist die richtigste!"

Der Kreis der Arbeiter um Karsten hat sich verdichtet. Sie sprechen alle durcheinander, aufgeregt, mit wilden Gebärden, die sie sonst nur in politischen Versammlungen haben:

„Ausgeschlossen, Herr Ingenieur!" — „Unser Direktor 'n Clown? Nee, det gibt's nich!" — „En Mann, der im janzen Jahr nich mal 'ne einzige Lache riskiert, der soll nu plötzlich vor Tausende uff alle Viere rumloofen, nee!" Er zeigt auf seine Stirn: „Kommt nicht in Frage!" — „Ja, aber Mensch, es heißt doch Doppelleben! Det is doch nu mal eben so, daß se gerade det Gegenteil von dem sind, was se sind!"

„Dann bist du helle, Mensch . . . denn du bist doof!"

Lachen steigt aus dem Männerhaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Schlittschuhlaufen bei Strafe verboten!

Gegen das „närrische Hin- und Herlaufen auf Eisflächen".

Von J. Schultz.

Kaum hat der Winter erst richtig seinen Einzug gehalten, so lebt der uralte Volkssport des Schlittschuhlaufens wieder auf. Der Brauch auf Schlittschuhen über die gefrorene Eisfläche der Seen und Flüsse zu sausen, ist uralt. Es gibt wenig andere Sportarten, die so weit in die vorgeschichtliche Zeit zurückreichen wie gerade der Schlittschuhsport. Schon in der ältesten Steinzeit müssen die Menschen Schlittschuhe gekannt haben, denn Ausgrabungen haben bewiesen, daß man zu jener Zeit bereits eine Art Knochen-Schlittschuhe kannte. Es waren glattgeschliffene Knochen des Wildpferdes, die mit Riemen unter die Füße gebunden wurden.

Schon in der „Edda" werden sogenannte „Eisknochen" erwähnt. Die Edda berichtet von dem germanischen Gott Uller, daß er sich durch Pfeil und — Schlittschuhe von den anderen Göttern auszeichnete. Die reiche Zahl der Funde von solchen Knochen-Schlittschuhen wie sie in frühgermanischen Zeiten üblich waren, deutet darauf hin, daß schon in jenen frühen Zeiten der Eislauf eine Art „Volkssport" gewesen sein muß, der allgemein betrieben wurde.

Bei den Deutschen scheint dann im frühen Mittelalter die Kunst des Eislaufs in Vergessenheit geraten zu sein, sie wurde merkwürdigerweise bei uns erst durch die Klassiker der Dichtkunst neu entdeckt. Und als dies geschah, sahen freilich die „modernen" Schlittschuhe ganz anders aus als die Knochen-Schlittschuhe der Germanen.

Andere Völker, besonders Friesen, Holländer, Skandinavier und Finnländer, hatten dem Eislauf schon in früheren Jahrhunderten gehuldigt. Mit Begeisterung wurde im Mittelalter der Schlittschuhsport in Holland betrieben. Hier kamen im 13. Jahrhundert zum ersten Male Schlittschuhe mit Eisenkufen auf, eine Form, die sich — wie übrigens auch in Friesland bis heute erhalten hat.

In Frankreich bildete sich um die Mitte des 14. Jahrhunderts sogar eine richtige Zunft der Schlittschuhmacher, deren Mitglieder sich ausschließlich der Anfertigung des beliebten Sportgeräts widmeten. Damals entstand übrigens zuerst die Bezeichnung „Schlittschuh". Das Handwerk eines Schlittschuhmachers zu erlernen, war zu jener Zeit nicht minder schwer als die Ausbildung zu anderen Handwerksberufen. Vier Jahre mußte der Lehrling lernen, ehe er vor der Schlittschuhmacher-Zunft seine Gesellenprüfung ablegen konnte, bei der er ein Paar tadellos gearbeitete Schlittschuhe vorlegen mußte. Solch eine Gesellenprüfung war im übrigen recht kostspielig, denn der Geselle mußte jedem prüfenden Meister einen blanken Thaler bezahlen, und das war zu jener Zeit viel Geld. Die Benutzung der Schlittschuhe, wie sie damals handwerksmäßig hergestellt wurden, war noch keine reine Freude. Der Schlittschuh wurde mit einem kreuzweise gebundenen Riemen befestigt, der fast immer Schmerzen am Knöchel und Blutstockungen verursachte, durch die man sehr rasch kalte Füße bekam.

In Deutschland war im Mittelalter der Eislauf zwar nicht völlig unbekannt, wurde aber wenig ausgeübt und galt als ungehörig. In einer Mansfelder Schulordnung aus dem Jahre 1580 wird „jenes unnatürliche, geradezu närrische Hin- und Herlaufen auf Eisflächen" den Schulkindern streng verboten. Noch am Beginn des 18. Jahrhunderts kannten die wenigsten Deutschen das Vergnügen, sich fröhlich auf dem Eise zu tummeln, während um die gleiche Zeit in den Niederlanden und in England der Eislauf sich bereits zu einem beliebten Sport entwickelt hatte.

Klopstock war einer der ersten, die das fröhliche Treiben der Holländer, Schweizer und Skandinavier auf der Eisbahn bewunderten, nachahmten und in Liedern besangen. In seinen Oden „Der Eislauf", „Graga" und die „Kunst Thialfs" verherrlichte er jene gesunde sportliche Bewegung, die nicht nur frisch macht und den Körper stählt, sondern auch eine unerschöpfliche Quelle reinen Vergnügens ist. Klopstock hat auch im wesentlichen Goethe dazu bewogen, die Kunst des Eislaufs zu erlernen, und es dauerte dann gar nicht lange, bis sich der junge Goethe als hervorragender Läufer auf den Eisflächen Frankfurts und Darmstadts, Wetzlars und Weimars zeigte. Unter den ersten Klassikern gab es überhaupt viele begeisterte Schlittschuhläufer. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß auch Jahn, der berühmte Turnvater, sich für den Eislauf einsetzte und durch sein großes Ansehen immer mehr für den neuen Sport warb.

Auch der Schlittschuh, den unsere Klassiker benutzten, war noch nicht sehr praktisch, man verlor ihn leicht beim Laufen, und infolge dieses mangelhaften Werkzeugs blieb der Eislauf noch immer ein etwas geteilter Genuß. Das änderte sich erst, als man 1850 in Amerika den Ganzmetall-Schlittschuh erfand. In Berlin wurde er 1862 eingeführt, ein gewisser Mr. Watkins brachte ihn aus Amerika mit herüber. Dieser neue Schlittschuh wurde und wird noch heute mit einer Art Dorn am Absatz und einer durch einen Schlüssel zu schließenden Klammer am Vorderteil des Schuhs befestigt. Nicht lange dauerte es dann mehr, bis man auch den Eislaufschuh konstruierte, in dessen Sohle die Stahlschiene gleich fest eingelassen ist.

Wir fahren wieder mal zur See!

Lustige Geschichte von Walter Schirmeier.

Mit einer harmlos klingenden Bemerkung Gertruds fing es an. „Wir müßten wieder mal zusammenkommen", begann sie träumerisch und nahm das zweite Brötchen. „Meinst du nicht auch? Ich stelle es mir reizend vor. Man könnte Erinnerungen austauschen, vergnügt beisammen sein wie damals —"

„Von wem sprichst du eigentlich?" unterbrach ich sie, jäh in meiner friedlichen Beschäftigung des Kaffeetrinkens gestört.

„Von wem wohl sonst, als von den netten Reisegenossen unserer Nordlandfahrt?" gab Gertrud, leicht erstaunt, zurück. Sie beeilte sich hinzuzufügen: „Natürlich kämen nur die nettesten in Frage. Der kleine dicke Don Juan, den wir immer Fietje nannten, der lustige Herr Petermann, der so schön plattdeutsch konnte, und selbstverständlich deine stille Liebe, das Fräulein Ursula!"

„Man müßte selbstverständlich Herrn Petermanns Gattin, Fräulein Ursulas Verlobten und Fietjes Freundin, die die Reise damals nicht mitgemacht haben und die wir ja noch nicht kennen, mit einladen", spann Gertrud mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit ihre Gedanken weiter aus. „Man könnte das sehr hübsch machen. Das große Seebild aus deinem Zimmer müßte hier herein, die ganze Wohnung würden wir im Schiffsstil dekorieren. Jeder müßte im Kostüm erscheinen, und das Ganze würde unter dem Motto stehen: „Wir fahren wieder mal zur See!" Ist das nicht eine herrliche Idee?" Sie sah mich strahlend, Antwort heischend an.

Ich nickte, trüber Ahnungen voll.

Es war soweit. Die Gäste durften kommen. Gertrud, im Strandanzug, rumorte in der Küche, ich selbst hockte ziemlich melancholisch auf einem als Poller verkleideten Strohsitz, um den wir, der Echtheit halber, die Wäscheleine geschlungen hatten. Oh, es sah wirklich lustig aus bei uns! Es gab eine regelrechte kleine Schiffsbar in der Tür zum

Nebenzimmer, die ganze Wohnung war über die Toppen (lies: Lampen) geflaggt, und aufgekurbelt lag die Platte „Meeresstille und glückliche Fahrt". Seit früh um sechs hatten wir geschuftet, um diese ganze Herrlichkeit zustande zu bringen jetzt war ich müde, ach so müde, und meine Augen fielen zu . . . Es klingelte.

Im Aufspringen verwickelte ich mich in das Ende der Wäscheleine und lag, ehe ich es versah, auf die Nase. Als ich mich fluchend wieder aufgerappelt hatte und in die Diele hinkte, ließ Gertrud bereits eine ziemlich korpulente Dame ein, hinter der alsbald mit schüchternem „Ahoi!" der Gatte auftauchte, Herr Petermann.

Das erste, was die Dame tat, war, sich über unsere Kostümierung halb tot zu lachen.

Sie lachte, daß die Lampen klirrten . . .

Zum Glück klingelte es schon wieder. Diesmal war es Fietje, mit Freundin selbstverständlich, der uns mit etwas erzwungenem Hallo begrüßte.

Gleich danach nahm er mich beiseite, um mir hastig zuzuflüstern: „Nicht verraten, daß ich damals an Bord mit dem schwarzen Pagenkopf ein kleines Techtelmechtel hatte! Sie ist so schrecklich eifersüchtig!" Ich nickte ihm beruhigend zu und ließ mich dann von dem inzwischen ebenfalls eingetroffenen Fräulein Ursula mit ihrem Verlobten bekanntmachen, einem kühl und kritisch blickenden jungen Mann, der zur Begrüßung etwas murmelte, wie: „. . . eigentlich keine Zeit, nur ihr zuliebe mitgegangen!" und meine Hand zu Brei zerquetschte. Er war eine große Ruderkanone, außerdem Verkäufer in der Teppichbranche, wie ich gleich darauf erfuhr.

Gertrud trug auf. Es gab als ersten Gang ein Seemannsessen, Labskaus, sie hatte sich das Rezept vom Steward geben lassen und es genau befolgt. Nur beim Salz war ihr ein kleiner Irrtum unterlaufen, vielleicht war auch das Ganze etwas steif geraten. Aber so schlimm war es wirklich nicht, daß jemand hätte fragen müssen, was dieser „Pamps" denn eigentlich bedeuten sollte. Frau Petermann tat es leider . . .

Nach dem Essen saßen wir stumm herum.

Gertrud warf mir einen hilfesuchenden Blick zu und zog mich in das Nebenzimmer. „Was machen wir nur?" jammerte sie, und beim Anblick ihrer Gebrochenheit kehrte meine ganze männliche Tatkraft zurück. „Wir werden die Bar eröffnen", entschied ich mit jäh aufblitzender Hoffnung.

Der Alkohol bewährte auch diesmal seinen Ruf. Sie wurden fröhlich und immer fröhlicher. Der Verlobte hieb mir krachend auf die Schulter, daß ich zusammensackte, und erklärte kameradschaftlich, er heiße Egon, und er wollte auch mir, hup, für heute erlauben, ihn so zu nennen, denn wenn ich auch kein, hup, Kerl wäre, wie er, so — hup — „gib mir doch noch 'nen Schnaps!" Frau Petermann behauptete kreischend, ich wäre ein zu „ulkiger Knopp", und verriet darauf ihr Rezept für Heringsklöße. Ja, sogar die Freundin zupfte mich am Ärmel, sah mich mit schwimmenden Augen an und seufzte: „Ist er mir auch wirklich treu gewesen? Er ist so leichtsinnig in bezug auf Frauen!" Ich beschwor Fietjens Treue, und sie kehrte, leicht schwankend, zu ihm zurück.

Es wurde immer lustiger, und nun endlich bewegten sich unsere Gäste völlig ungezwungen. Frau Petermann bestand darauf, Fischstechen vorzuführen und warf mit Gabeln nach unserem Seegemälde, sich wie ein Kind freuend, wenn sie glücklich steckenblieben. Der Verlobte fühlte sich verpflichtet, angesichts der vorgerückten Stunde die Beflaggung einzuholen, wobei er uns zwei Alabasterschalen von der Lampe herunterriß.

Um halb drei Uhr morgens donnerte es unter uns an die Decke, worauf Fietje mit einem original-bayerischen Schuhplattler antwortete. Um drei hämmerte es oben auf den Fußboden, worauf Herr Petermann mit Hilfe des Besenstiels eines der berühmtesten Zitate zurückmorste. Um halb vier klingelte eine Schupopatrouille, worauf unsere Gäste das schöne Lied: „Eine Seefahrt, die ist lustig!" schmetternd, endlich davonzogen. Notgedrungen begleitete ich sie hinunter . . .

Langsam, ein gebrochener Mann, kehrte ich zurück. Vor der Tür, hinter der ich Gertrud wußte, blieb ich stehen und dachte lange nach. Nein, kein Vorwurf sollte über meine Lippen kommen! Ich würde nicht zu ihr sagen: „Siehst du, du wolltest es, ich habe gleich gewarnt!" —, sondern ich würde sie tröstend aufrichten, ich würde ihr zart das tränenüberströmte Gesicht abtrocknen und ihr mit aller Liebe und Güte, die mir zu Gebote stand, helfen, die schrecklichen Erinnerungen auszulöschen. Mit diesem Vorsatz trat ich leise ein.

Gertrud stand am Fenster. Als sie meine Schritte hörte, wandte sie sich um. Und, ich stand starr, mit einem seligen, befriedigten Lächeln breitete sie beide Arme weit aus:

„Nun, mein Lieber, was sagst du jetzt? War es nicht ein wunder-wunderschönes Fest?!!!"



Bunte Chronik



Können Spatzen Grippe ankündigen?

Merkwürdige Beobachtungen an Vögeln und Fischen bei Epidemien.

Ein französisches Blatt weiß von merkwürdigen Forschungsergebnissen aus der Vogelwelt zu berichten, wonach man aus dem Verhalten von Tauben und Spatzen auf herannahende Grippe schließen soll.

Den Vögeln wird von altersher schicksalhafte Bedeutung zugesprochen. Aus dem Vogelflug prophezeiten die Priester den glücklichen oder schlechten Ausgang eines Krieges oder sonstigen Unternehmungen.

Das war freilich im Altertum, wo man bekanntlich auch etwas abergläubisch war. Nun kommen aber moderne Propheten, die allen Ernstes behaupten, daß man aus dem Vogelflug bis zu einem gewissen Grade erkennen könne, ob, sagen wir einmal, etwas Abnormes in der Luft liegt. Ein französisches Blatt berichtet über Forschungsergebnisse und Untersuchungen des Vogelfluges und der Lebensgewohnheiten von Vögeln, die in der Umgebung der Menschen sich aufhalten. Das Blatt knüpft an die bekannte Erscheinung an, daß Vögel schon lange Zeit vor atmosphärischen Störungen, also hauptsächlich vor Gewittern oder Hagelschlägen unruhig sind oder gar geschlossenen Fluges ihren ständigen Aufenthaltsort verlassen. Nun wollen französische Ornithologen beobachtet haben, daß Spatzen und Tauben offenbar ein gewisses Ahnungsvermögen für Epidemien besitzen, sodaß man sie geradezu als Vorboten der Grippe bezeichnen könnte.

Nach dem Bericht des Pariser Blattes haben sich die Vögel von Paris noch ein gewisses Ahnungsvermögen für Epidemien bewahrt. Sie haben also ihren Instinkt durch das Zusammenleben mit dem Menschen nicht völlig eingebüßt. So will man vor Grippe-Epidemien in Paris an den Tauben und Spatzen eine deutliche Nervosität beobachtet haben. Zwar haben sie die französische Hauptstadt nicht in Massen verlassen, aber ein nicht unbeträchtlicher Bruchteil ist vor dem Beginn einer Grippe-Epidemie davongeflogen.

Immerhin ist es etwas auffällig, daß die Tauben und Spatzen vor einer Epidemie geflohen sind, deren Krankheitssymptome sich auf die Vögel nicht übertragen. Andererseits hat man unter den Küstengewässern des Adriatischen Meeres eine wahre Panik und Massenflucht beobachtet, wenn sich in Uferdörfern Fälle von Cholera ereigneten. Man verweist auch auf die Beobachtungen der Amerikanerin Amy Hillers, die in Liberia beobachtet haben will, daß auch vor Typhus-Epidemien Vögel und Fische deutliche Anzeichen von Unruhe und Angst zeigten. Wenn die Beobachtungen zutreffen, bliebe auch hier das gleiche Rätsel ungelöst, weshalb sich die Vögel und Fische vor Krankheiten fürchten, von denen sie weder in der Luft noch im Wasser bedroht werden. Es müßte also noch näher erforscht werden, ob und welche Zusammenhänge zwischen diesen Vorgängen im Tierreich und dem Eindringen von Krankheitsbazillen in ein bestimmtes Gebiet bestehen.

Grippe und Erkältungen gehören nun leider einmal zu den unangenehmsten Begleiterscheinungen feuchter Herbstmonate. Daß sich unsere Spatzen dadurch irgendwie haben beeinflussen lassen, wird wahrscheinlich noch keiner von uns beobachtet haben. Die einzige Feststellung wird vermutlich übereinstimmend darin bestehen, daß sie genau so frech sind wie sonst.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.